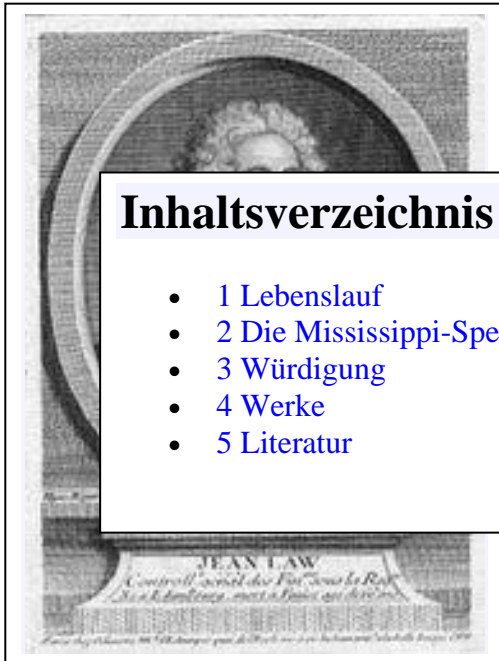


John Law

aus Wikipedia, der freien Enzyklopädie

John Law of Lauriston (* 16. April 1674 (4 ist falsch) in [Edinburgh](#); † 21. März 1729 in [Venedig](#)) war ein [schottischer Nationalökonom](#) und [Bankier](#).



John Law als Direktor der Banque Royale

Inhaltsverzeichnis

- [1 Lebenslauf](#)
- [2 Die Mississippi-Spekulation](#)
- [3 Würdigung](#)
- [4 Werke](#)
- [5 Literatur](#)

Lebenslauf

John Law war das fünfte Kind des [Innungsmeisters](#) der Goldschmiede von Edinburgh und Geldverleihers William Law. Nach Schulbesuch in seiner Heimatstadt und einem Internat ging er – bald nach dem frühen Tod des Vaters (1688) - nach London. Dort betätigte er sich als Frauenheld und professioneller Spieler. Die Fähigkeit, Gewinnchancen mit verblüffender Geschwindigkeit zu kalkulieren, hatte er sich wohl mittels Lektüre ([Antoine Arnauld](#), [Jakob Bernoulli](#)) und genauer Beobachtung antrainiert; seine Begabung als brillanter Kopfrechner half dabei entscheidend. 1694 wurde er wegen eines [Duells](#) zum Tod verurteilt und flüchtete während der Berufungsverhandlung 1695 auf den Kontinent. In den folgenden Jahren studierte Law das Finanzsystem der Bank von [Amsterdam](#) und lernte den britischen Thronprätendenten [James III.](#) kennen. In Paris wurde Madame Katherine Seigneur, geb. Knowles, seine Geliebte; mit ihr floh er vor Neidern nach Venedig. Nach einem Jahrzehnt im Exil war er zurück im noch unabhängigen [Schottland](#), um es vergeblich vor der Finanzkatastrophe aus dem [Darién-Projekt](#) zu retten. Sein Plan zu einer Reform der Finanzverfassung wurde abgelehnt; als die Vereinigung der Parlamente Englands und Schottlands drohte, ging Law (der in England weiterhin als flüchtiger Verbrecher galt) wieder auf den Kontinent.

Durch Glücksspiel „erarbeitete“ er sich **in Paris ab 1696 ein Vermögen und wurde 1707 ein Freund Philipps von Orléans, des Regenten Frankreichs (ab 1715).** Von 1716 an konnte er in Paris endlich seine geldpolitischen Ideen in die Praxis umsetzen (siehe unten). Als einer der Hauptaktionäre der von ihm kontrollierten Gesellschaften **wurde er nicht nur schwerreich, sondern auch der Star von Paris. 1717** war die Mordaffäre durch Begnadigung seitens des englischen Königs bereinigt worden, Ende 1719 konvertierte er zum katholischen Glauben. Bereits wenige Tage später wurde er zum **Generalkontrolleur der Finanzen** ernannt. In **finanzieller Hinsicht war er damit der Herrscher Frankreichs und gleichzeitig - als Direktor der Mississippi-Kompanie - eines Drittels des nordamerikanischen Kontinents. Um** seine gesellschaftliche Anerkennung zu stützen gab er Unsummen für **karitative Zwecke** aus (so berichten übereinstimmend [Lise-lotte von der Pfalz](#) und [Daniel Defoe](#)).



Jedoch war das Ergebnis seiner **Aktivitäten als Bankier und Finanzier des Staates eine geldpolitische** Katastrophe. Als Law im Frühjahr 1720 Anlass hatte, an der Unterstützung durch den Regenten zu zweifeln, erlitt er einen Nervenzusammenbruch. Die Kinder wurden auf das Land gebracht, Katherine harrte bei ihm aus. Im Dezember 1720 flüchtete er über Brüssel nach Venedig; sein Vermögen war zunächst blockiert, dann übereignete er es als Schadenersatz der Kompanie. Im Herbst 1721 reiste er nach London - allein, denn Katherine und die Kinder durften Paris weiterhin nicht verlassen. Nach einer Episode als Geheimagent Englands in Aachen und München wandte er sich 1726 wieder nach Venedig, wo er sich als Gemäldehändler betätigte. Dort verstarb er 1729 an den Folgen einer Lungenentzündung. Den Rest seines Vermögens (gesammelte Gemälde) erbten Katherine (mit der er nie verheiratet gewesen war) und die gemeinsamen Kinder.

Die Mississippi-Spekulation

In London hatte Law erleben müssen wie das **Greshamsche Gesetz** wirkte, wonach minderwertiges Geld das werthaltigere aus dem Umlauf vertreibt. Für die Staatswohlfahrt war „gesundes“ Geld entscheidend. Münzgeld war in Europa seit Generationen verschlechtert worden, gutes Geld wurde gehortet; die Folge waren Geldmangel und Stagnation. Nach seinen Erfahrungen in Amsterdam konnte Geld auch aus **Banknoten** bestehen, wenn nur die Deckung gesichert war. Neben hinreichendem Geldvolumen war nach Laws Überzeugung Vertrauen der Marktteilnehmer in die Währung der entscheidende Faktor für eine blühende Wirtschaft. In Schottland verfasste er **1705 die Schrift**, mit der er weithin bekannt wurde: *Money and Trade Considered, with a Proposal for Supplying the Nation with Money*. Er forderte - erfolglos - die Gründung einer Bank, die Finanzierungsinstrumente (Kredite) bereitstellen und gleichzeitig Papiergeld (Banknoten) ausgeben sollte, **das durch Edelmetalle, aber auch durch Immobilien besichert sein sollte**. Nach seinem Weggang aus Schottland machte er in Wien, später in **Turin**, ähnliche Vorschläge, die jedoch ebenfalls abgelehnt wurden.

1715 erhielt Law aufgrund seiner Beziehungen zum Regenten in Frankreich die Lizenz zur Gründung einer privaten **Notenbank**, um die durch den kostspieligen **Spanischen Erbfolgekrieges** zerrütteten Staatsfinanzen

zu retten. Die französische Währung war seit 1690 vierzigmal abgewertet worden; die nach dem Tode **Ludwig XIV.** vom Vorsitzenden des Finanzrates, Duc de Noailles, ergriffenen Maßnahmen zwecks Sanierung der Staatsfinanzen hatten das Vertrauen der Wirtschaft nur weiter unterhöhlt. 1716 gründete Law die *Banque Generale* und vergab Kredite auf **Papiergeldbasis**. Die **Bank war privat**, ihr Kapital jedoch wurde zu drei Vierteln aus - **weitgehend wertlosen - Staatsanleihen aufgebracht**. Trotz der anfänglichen Unterkapitalisierung gewann sie langsam das Vertrauen der Öffentlichkeit und ihre Noten wurden als Zahlungsmittel akzeptiert. Dies besonders infolge der persönlichen Unterstützung seitens des Regenten. Von 1718 an wurde die Bank unter der **Firma Banque Royale geführt**. **Law blieb ihr Direktor**, konnte jedoch den **Notenumlauf nicht mehr kontrollieren**.

Im Jahr 1717 gründete Law dann - gegen den Widerstand des **Parlements** (sic!), des obersten Gerichtshofs Frankreichs, jedoch mit Zustimmung des Regenten - die Handelsgesellschaft *Compagnie de la Louisiane ou d'Occident* (auch kurz: *Compagnie d'Occident* oder *Mississippi-Kompanie*), die für die französischen Kolonien in Amerika privilegiert wurde. Auch diese Gesellschaft war anfangs unterkapitalisiert, da das Kapital aus den abgewerteten Staatsanleihen stammte. Als Law jedoch für die Mississippi-Kompanie weitere gewinnträchtige **Privilegien** und **Monopole** erwerben konnte, änderte sich die Lage. Als erfahrener Hasardeur hatte er alles auf eine Karte gesetzt. Die Aktien der Gesellschaft waren - auch durch zeitweise künstliche Angebotsverknappung - einer derart starken Nachfrage ausgesetzt, dass sich dies über mehrere Kapitalerhöhungen schließlich inflatorisch auswirkte. Denn gleichzeitig emittierte die Banque Royale immer mehr Noten und begab Anleihen, damit die neuen Aktien erworben werden konnten. 1719 erwarb die Kompanie auch noch die **Rechte an der königlichen Münze**. **Das Ergebnis war eine Aktienhausse, die ihrerseits eine Immobilienspekulation** und einen wahren Konsumrausch auslöste. Ausländer, die sich ebenfalls auf die Aktien stürzten, brachten dem Land Devisen mit und waren Law als Generalkontrolleur der Finanzen hochwillkommen. Seine Gesellschaft übernahm innerhalb eines Jahres alle Kolonialgesellschaften Frankreichs; erfolgreich fing er die immense Staatsverschuldung auf, indem er sie durch ein riesiges, niedrigverzinsliches Darlehen ablöste. Außerdem strich er zahllose **Bagatellsteuern**, die die Wirtschaft stranguliert hatten, und ersetzte sie durch eine **Einkommensteuer**. Damit hatte er den Bogen überspannt: er war den **Steuerpächtern**, die als Steuereintreiber seit Generationen riesige Gewinne gemacht und damit gleichzeitig den Staatshaushalt finanziert und Zinsen eingestrichen hatten, in die Parade gefahren.

Auch die Einführung des Papiergeldes führte in der ersten Zeit zu einer deutlichen Belebung der Wirtschaft. Bald aber führten die erheblich gestiegene **Geldmenge** und der allmählich eintretende Vertrauensverlust in die neue künstliche Währung zu Inflation. Innerhalb weniger Monate waren (nichtadelige) **Spekulanten** „Millionäre“ geworden (dieser Ausdruck taucht erstmals 1720 auf), was die Gesellschaftsordnung auf den Kopf zu stellen drohte. Der Rausch ging so weit, dass 160 Kioske im Park von Vendôme und Hôtel des Soissons aufgestellt wurden, um die Nachfrage nach Aktien zu befriedigen; Wachen mussten verhindern, dass auch in der Nacht gehandelt wurde.

Seine Gegner und die Neider formierten sich. Es wurde offenkundig, dass die **Kolonien in Louisiana** keineswegs das „**Eldorado**“ waren, aus dem die versprochenen **Renditen** zu holen gewesen wären. Nachdem der Kurs für eine 500-**livre**-Aktie auf 10.000 (bei Termingeschäften sogar auf 15.000) gestiegen war, endete im November 1719 die **Hausse**. Die Spekulationsblase platzte, der Wert der Aktien sank ebenso rasch wie das Vertrauen in das Papiergeld der Banque Royale (Februar 1720).

Obendrein fiel die Überbewertung der Mississippi-Gesellschaft Frankreichs mit der **Südseeblase** in England zusammen: das Kapital der Spekulanten floh von Paris nach London. Die verzweifelten Versuche, mit Verboten und drakonischen Strafandrohungen die Kapitalflucht zu stoppen, hatten keine Wirkung. Laws weitere Pläne, die Krise einzudämmen, waren zwar vom Regenten wohlwollend aufgenommen worden, das **Parlement** und die Oberschicht verweigerten sich aber jeder Lösung. Am 29. Mai wurde Law kurzzeitig abgesetzt und musste - nach einem Run auf die Banque Royale - um sein Leben fürchten. Seit Ende August waren auch die Aktien der Südsee-Kompanie in London in freiem Fall. Im Dezember wurde ihm endlich erlaubt, Paris zu verlassen. Eine spätere Untersuchung ergab unter anderem, dass große Mengen an Banknoten ohne amtliche Genehmigung - und damit ohne Laws Mitwirkung - in Umlauf gebracht worden waren. Das Notengeld und die Banken wurden im November abgeschafft, Frankreich kehrte zum Münzstandard zurück.

Würdigung

Die Behauptung, John Law habe das Papiergeld erfunden, ist unrichtig. Bereits von 1609 an hatte die Bank von Amsterdam Banknoten ausgegeben, wobei jahrzehntelang sehr vorsichtig auf jederzeit ausreichende Deckung durch Münzen geachtet wurde. 1661 waren in [Stockholm](#) von einer privaten Notenbank Banknoten emittiert worden - hier jedoch mangels Vertrauens mit mäßigem Erfolg.

Das entscheidend Neue an Laws Vorgehen war, nicht nur Edelmetalle, **sondern auch Grundvermögen - mit dessen in der Zukunft liegenden Ertragsaussichten - zur Deckung des Notenumlaufs heranzuziehen.** Law strebte an, mittels so geschaffenen Papiergeld **Deflation zu verhindern und Handel und Gewerbe mit hinreichend Liquidität zu versorgen - im Grunde genommen kein falsches Konzept.** Nach dem Platzen der Spekulationsblase 1720 waren allerdings seine Vorstellungen für Generationen seriöser Geldpolitiker tabu.

Law war seiner Zeit weit vorausgegangen (HJK auch als er 1996 seine HuMan-Wirtschaft erstmals veröffentlichte nun 2024 nach 28 Jahren nicht mehr). Erst nach den Erfahrungen mit der Inflation in der völlig verarmten [Weimarer Republik](#) wagte man sich - nun 2024 nicht mehr 1923 daran, den neuen Notenumlauf („[Rentenmark](#)“) mit der Ertragskraft (den „Renten“) der deutschen Landwirtschaft zu besichern, was bis zur Weltwirtschaftskrise auch Erfolg hatte. Spätestens seit den 1970er Jahren spielt die Deckung des Geldumlaufs mit Edelmetall weltweit keine Rolle mehr.

Bemerkenswert ist auch der sozialpolitisch revolutionär wirkende Versuch, zahllose [Verbrauchssteuern](#) durch eine einkommensabhängige Steuer zu ersetzen. Im feudal geprägten Frankreich seiner Zeit konnte diese Maßnahme keinen Bestand haben, denn sie hätte den Kleinen Mann entlastet und Schmarotzer des Staatswesens belastet.

Ein weiterer Aspekt seiner wirtschaftspolitischen Maßnahmen war der Versuch, sämtliche gewerblichen Monopole, die Notenemission und die **Steuereintreibung aus privater Hand in staatliche Regie zu überführen.** Damit, so hoffte er, könne die öffentliche Hand ausreichend Gewinn machen und ihre Verbindlichkeiten ablösen.

John Law war mit den führenden Wirtschaftspolitikern seiner Zeit einig, dass reichlicher und zügiger Geldumlauf für die Volkswirtschaft förderlich sei. Die inflationären Gefahren einer solchen Politik verlor man gerne aus den Augen. Law - als Sohn eines Geldverleihers - war sich dieser Gefahren wohl bewusst. Er konnte sich jedoch von 1719 an gegen die raffgierigen Entscheidungsträger in Paris nicht mehr durchsetzen. Deren ungehemmte Ausweitung der Banknoten- und Aktienemission heizte die Spekulationsblase noch an, die in die Katastrophe führen sollte.

John Law war eine der faszinierendsten Persönlichkeiten seiner Zeit. Von attraktivem Aussehen, intelligent und charmant, mit tadellosen Manieren, gleichzeitig ein kühl kalkulierender Draufgänger, musste er in jedem Salon der Haute volée Europas Erfolg haben. An der Schwelle zwischen der rigiden Barockkultur Ludwigs XIV. und dem lasziven Rokoko stehend, verkörperte Law beide Seiten. Seine Vorstellung, mit einem einzigen Finanzkonglomerat die Wirtschaft eines ganzen Landes steuern zu können, entsprach noch völlig dem Denken des Sonnenkönigs. Mit seinem abenteuerlichen Privatleben jedoch leitete er bereits über zu der Welt [Watteaus](#) und erscheint uns als ein Vorläufer [Giacomo Casanovas](#).

Werke

- *Money and Trade Considered - With a Proposal for Supplying the Nation with Money*, 1705

Literatur

- Janet Gleeson: *Der Mann, der das Geld erfand*. Kremayr & Scheriau, 2001, [ISBN 3-218-00691-0](#)

- [Claude Cueni](#): *Das Grosse Spiel*. Roman, Heyne, August 2006, ISBN 3-453-26529-7

Der erste Millionär

John Law of Lauriston erfand die Banknote und löste die erste Inflation aus. Er war Mörder, Mathematiker, Nationalökonom. Er war ein Wahnsinniger und ein Genie und er war Schotte. Eine Einschätzung und Auszüge aus dem Roman «Das grosse Spiel».

Von Claude Cueni / Basel

«Jede Strasse von Edinburg bezeugt die Verkommenheit ihrer Bewohner. Die Stadt ist ein einziger Abort», hatte der englische Anwalt Joseph Taylor Ende des 17. Jahrhunderts vor Gericht ausgesagt. Er hatte einen Edinburger Ladenbesitzer verklagt, weil er vor dessen Geschäft in einem Haufen Kot ausgeglitten war und sich den Arm gebrochen hatte. Die hygienischen Verhältnisse waren katastrophal. Nicht verwunderlich, dass sich William Law, der angesehene Geldverleiher und Münzprüfer von Edinburg, in Paris die Blasensteine herausoperieren liess. Er überlebte die Lithotomie trotzdem nicht. Er hinterliess zwei Söhne, verfeindet wie Kain und Abel. Der eine von ihnen, John Law, sollte eine der schillerndsten Figuren des anbrechenden 18. Jahrhunderts werden. John who?

Der 1671 geborene John Law entstammte einem alten schottischen Geschlecht, das vor allem Goldschmiede und geistliche Würdenträger hervorbrachte. Er wurde ein Kardinal des Geldes. Schon als junger Mann sorgte er an den **Spieltischen** für Furore. Damals wurde das Kartenspiel Pharao gespielt, eine Kartenvariante des späteren Roulette. Als **Gedächtniskünstler** und **Rechengenie** war es ihm ein Leichtes, die Chancen der einzelnen Karten blitzschnell zu berechnen, zu gewinnen und nebenbei die Herzen der Damenwelt zu erobern. Aber er wollte mehr. Er träumte vom ganz grossen Spiel.

Europa war von Kriegen ruiniert und hatte kaum noch verfügbare Rohstoffe, kaum noch Metall, um neue Münzen herzustellen. Ohne Münzen kein Handel, ohne Handel keine Arbeit. Die Königshäuser waren verschuldet, die Staatskassen leer. Law entwickelte ein System, in dem das rare Hartgeld keine Rolle mehr spielte, ein System, das auf Geld aus Papier und auf Krediten aufgebaut war. Für seine Zeit eine visionäre Vorstellung, konnte doch eine Metallmünze nicht mehr wert sein als das Metall, das in ihr steckte. Wie sollte da wertloses Papier einen Geldwert verkörpern?

Durch seine Auftritte in den europäischen Salons erhoffte sich John Law eine Einladung an Königshäuser. Doch vorerst erwartete ihn kein König, sondern der Galgen. Nachdem er in London im Duell einen Rivalen getötet hatte, wurde Law, erst 23-jährig, zum Tode verurteilt. Er erkaufte sich die Erlaubnis, «aus dem Gefängnis zu fliehen», und ging nach Paris.

Am Spieltisch Europas (aus: Das grosse Spiel)

«Meine Damen und Herren, ich habe die grosse Ehre, Ihnen heute Abend einen Mann vorzustellen, dem der Ruf vorausgeht, einer der Besten an den Spieltischen Europas zu sein. Monsieur John Law of Lauriston.»

Ein Mann betrat den prunkvollen Salon von La Duclos, eine Erscheinung wie die eines Königs aus einer neuen Welt. Mit seinen ein Meter neunzig überragte John Law alle anwesenden Duces, Marquis, Comtes, Schauspieler, Gelehrten, Wissenschaftler, weitgereisten Beaus und Hasardeure. In seinem weiten, in dezenten Pastelltönen kolorierten Samtrock mit weissen Schössen rauschte er herein wie eine Naturgewalt. Zielstrebig ging er auf den mittleren Spieltisch zu. Alles an diesem

grossgewachsenen Fremden mit der exklusiven Halsbinde wirkte echt, seine Ruhe war nicht gespielt, seine Galanterie nicht erzwungen. Kein Vergleich mit dem egozentrischen, kleingewachsenen Sonnenkönig auf seinen zu hohen Absätzen. John Law zog die Anwesenden in seinen Bann, bevor er auch nur ein Wort gesprochen oder eine Karte verteilt hatte.

Der Marquis d'Argenson stand neben dem mittleren Spieltisch und forderte Sir George mit einem Nicken auf, sich gleich für eine Partie zu empfehlen. «Er trägt Baumwolle», flüsterte d'Argenson, «obwohl der König darauf ein Importverbot erlassen hat.» Sir George pflichtete dem Pariser Polizeipräfekten mit bitterer Miene bei: «Es ist ein Affront, eine gezielte Provokation. Will er damit andeuten, dass Frankreich seinen Herrschaftsanspruch in der Welt verloren hat?» «Offenbar hält er die Kleiderordnung unseres Königs für veraltet», sagte d'Argenson lächelnd. «Wenigstens trägt er noch eine Allongeperücke», lächelte Sir George, als er sich an den Tisch setzte. «Die wird er mit beiden Händen festhalten müssen, weil ihm bald eine eisige Brise ins Gesicht blasen wird», sagte d'Argenson.

John Law hatte von La Duclos das Privileg erhalten, die Bank zu führen. Gegen ihn spielten Sir George und zwei Adlige, deren Namen Law nicht vertraut waren. D'Argenson hatte sich entschieden, den Tisch wie ein Löwe zu belauern und den Schotten dadurch zu irritieren. Doch dessen Ruhe war beispiellos. Seine Worte waren überlegt und wohldurchdacht, als würde er aus einem Buch rezipieren.

Man konnte den Schotten mögen oder nicht. Auf alle, die ihm jemals begegneten, hinterliess er einen bleibenden Eindruck. Schon nach wenigen Spielen verwickelte ihn ein Gast in ein Gespräch über den Nutzen der neugegründeten Nationalbank in London. Während Law dem Spiel seiner Gegner folgte, erläuterte er die Schwächen dieser halbherzigen Banksysteme und plädierte für die Einführung von Papiergeld zur Überwindung der Metallknappheit.

Kaum einer im Salon konnte John Laws Ausführungen folgen. Man verstand wohl die Worte, aber weder den Sinn noch den Nutzen für Frankreich. D'Argenson hingegen verstand nur zu genau, wovon es dem Schotten ging. Und es gab noch einen weiteren Mann, der aufmerksam den Ausführungen folgte. Er war etwa im selben Alter wie John Law, und John bemerkte rasch, dass das weibliche Geschlecht diesem äusserst attraktiven jungen Mann sehr zugetan war. Als sich ihre Blicke trafen, huschte ein Lächeln gegenseitiger Anerkennung und Sympathie über ihre Gesichter. Ein Blick hatte genügt, um sich gegenseitig mitzuteilen, dass sie die Frauen liebten, den Wein, die Welt der Schönen und Mächtigen und die Salons, in denen gespielt und aufregende neue Gedanken ausgetauscht wurden.

Der junge Mann lächelte: «Möchte uns Monsieur Law of Lauriston nicht verraten, wo seiner Meinung nach die Gründe für die desolate wirtschaftliche Lage unserer Landes liegen?» John Law war sofort klar, dass der junge Mann besonderen Schutz am Hofe des Sonnenkönigs geniessen musste. Anders war nicht erklärbar, dass er öffentlich die Situation Frankreichs desolat nennen durfte. «Wäre ich Finanzminister, würde ich auf die Kriege verweisen: zwanzig Jahre Krieg, ein stehendes Heer mit über zweihunderttausend Soldaten, die übertriebene Bautätigkeit . . .» Ein Raunen ging durch den Raum, während John die Karten verteilte und ungerührt weitersprach: «. . . die Emigration von einer halben Million Hugenotten.»

Die Stimmen des Unmuts wurden lauter. D'Argenson schnitt ihm das Wort ab: «Ich glaube nicht, dass ein protestantischer Schotte Frankreich irgendwelche Ratschläge erteilen sollte.» «Ich wurde ausdrücklich darum gebeten, Monsieur», lächelte Law und zeigte auf den jungen Mann. **«Der Duc d'Orléans beliebt zu scherzen, Monsieur Law», sagte d'Argenson.** «Ich auch», entgegnete John Law und erntete freundliches Gelächter. John Law nickte dem Duc anerkennend und wohlwollend zu und sammelte mit einer diskreten Handbewegung die Goldmünzen ein, die Sir George soeben verloren hatte.

«**Der Duc d'Orléans ist der Neffe des Königs, Monsieur Law**», murmelte Sir George mit unüberhörbarer Schadenfreude. Law wandte sich an den Duc und sprach ihm mit einer erneuten Verbeugung seinen Respekt aus. «Keine Angst, ich werde dem König nicht davon berichten», lächelte der Duc. «Ich wäre froh, Sie täten es. Ich bin nach Paris gekommen, um dem König meine Pläne zur Sanierung der französischen Staatsfinanzen zu unterbreiten.»

Visionär der Aufklärung

Von diesem Schotten hatten d'Argenson und die alteingesessenen Pariser Banquiers tatsächlich eine ganze Menge zu fürchten. Polizeipräfekt D'Argenson wollte Finanzminister werden, und die Pariser Banquiers wollten weiterhin die «Bank des Königs» bleiben und in seinem Auftrag lukrative staatliche Aufgaben wahrnehmen, zum Beispiel das Einziehen von Steuern. Laws Pläne erschreckten die Pariser Finanzwelt, er wurde an allen Fronten bekämpft. Wie kaum ein anderer verkörperte er den ungestümen, visionären Geist am Vorabend der Aufklärung. Die Monarchie wurde vom aufstrebenden Bürgertum bedrängt, die Kirche, die zweite Säule der damaligen Gesellschaft, von den Wissenschaften demontiert. Alles wurde in Frage gestellt, neu vermessen, neu berechnet, neu interpretiert.

- **Wie ein Stafettenläufer eilte John Law in Paris an das Grab seines frühverstorbenen Vaters und nahm den Stock in Empfang, in dessen vergoldetem Griff der seit Generationen verpflichtende Wahlspruch «Non obscura, nec ima» («weder unbedeutend noch gering») eingraviert war.**

Rien ne va plus (aus: Das grosse Spiel)

John Law blieb vor einem bescheidenen Grab stehen. Es war mit Unkraut übersät. Es gab keinen Grabstein. Nur eine kleine, in den Boden eingelassene Tafel, auf der sich der Name seines Vaters fand. **William Law**. «Versprechen Sie Ihrem Vater nicht zu viel», spottete eine Stimme im Hintergrund. Law drehte sich um. Der **Marquis d'Argenson** kam langsam auf ihn zu. «Sie stören die Ruhe der Toten, Monsieur le Marquis.» «Seit wann glaubt ein vernunftbegabter Mensch wie Sie, dass die Toten Ruhe brauchen?»

D'Argenson kam bis auf zwei Schritte an John Law heran und blickte ihm direkt in die Augen. «Ich habe Sie gestern Abend im Salon von Madame Duclos durchschaut, Monsieur Law. Ich weiss nicht, wie Sie es anstellen, aber Sie tricksen. Irgendein fauler Kartentrick.» Law blieb gelassen. «Ich betreibe das Kartenspiel als wissenschaftliche Arbeit. Ich berechne das Risiko. Wie ein Buchmacher. Wie eine Versicherungsgesellschaft . . .» «Sie sind ein Hasardeur», unterbrach ihn d'Argenson unwirsch, «einer von diesen elenden Glücksrittern, die durch Europa ziehen, von Salon zu Salon, ein bisschen tricksen, ein bisschen bumsen . . .»

«Wollen Sie mich beleidigen, Monsieur le Marquis?» «Wollen Sie mich zum Duell auffordern?» grinste der Marquis d'Argenson. «Nein, ich werde den König von meinen Ideen überzeugen!» «Ich fürchte, dazu werden Sie kaum noch Gelegenheit haben. Sie haben genau eine Stunde Zeit, um Paris zu verlassen, und weitere zwölf Stunden, um Frankreich zu verlassen. Ihre Kutsche wartet. Richtung Amsterdam oder Venedig oder ziehen Sie London vor?»

John Law nickte: «Ich komme wieder, Monsieur.»

Der reichste Mann seiner Zeit

John Law kam wieder. Nach dem **Tod des Sonnenkönigs 1715** verlieh der **neue Regent, der Duc d'Orléans**, seinem schottischen Freund die französische Staatsbürgerschaft, liess ihn zum

Katholizismus konvertieren, machte ihn zum **Generalkontrollleur der Finanzen** und gestattete ihm **die Gründung der Banque Royale**. John Law hatte endlich die Gelegenheit, sein grosses Spiel zu spielen. **Er erwarb die Überseegebiete der französischen Krone in Louisiana und wurde Herrscher über einen Drittel von Amerika**; er strukturierte die Handelsgesellschaft Compagnie des Indes (Mississippi Company) als Aktiengesellschaft und verband diese mit dem Schicksal der französischen «**Staatsbank**».

- **Es begann der grösste Aktienboom aller Zeiten.** In den amerikanischen Kolonien wurden märchenhafte Rohstoffvorkommen erwartet. **Die Mississippi-Aktien explodierten.** Aus Bettlern wurden Millionäre in dieser Zeit wird erstmals das Wort «millionnaire» schriftlich erwähnt. Der Hype verhexte ganz Europa, Angehörige aller Stände und Berufe verfielen dem Börsenfieber. In vielen Tagebüchern wird der Irrsinn geschildert, man glaubt die Berichterstattung über den New-Economy-Boom im Jahre 2000 zu lesen. Neue Worte, neue Begriffe tauchten auf, mit denen erklärt wurde, wieso alles, was bisher gegolten hatte, nicht mehr galt.

Als die Menschen realisierten, dass der **dekadente Duc d'Orléans heimlich die Notenpresse angeworfen und das ganze Land mit Papiergeld überschwemmt hatte**, war es zu spät. Die Menschen verbrannten ihr Papiergeld und forderten ihre Metallmünzen zurück. John Law wurde zum Sündenbock der Nation. **Er hatte in seinen mathematischen Modellen weder mit der Disziplinlosigkeit Seiner Königlichen Hoheit gerechnet noch mit der «madness of crowds».** Unterschätzt hatte er auch die Handelsrisiken in den Überseekolonien, die Macht und den Kampfgeist des düpierten Pariser Geldadels.

John Law starb am 21. März 1729, kurz vor Vollendung seines achtundfünfzigsten Lebensjahres, während des Karnevals in Venedig. Für eine Weile war er der berühmteste, reichste, mächtigste, aber auch wohlthätigste Mann seiner Zeit gewesen. **John Law war ein Idealist, von tiefer Humanität und visionärer Kraft getrieben** kein Schönredner wie seine Zeitgenossen Daniel Defoe oder der Duc de Saint-Simon, **sondern ein Macher. Mit der Leidenschaft eines Besessenen wollte er mit dem Rohstoff Geld die Welt und die Lebensbedingungen der Menschen verbessern.**

Heute wird der schottische Spieler zu den bedeutenden Geldtheoretikern gezählt. Was jeden, der sich mit ihm beschäftigt, jedoch am tiefsten berührt, ist sein Mut und die überwältigende Lebenskraft, mit der John Law die Schläge des Schicksals ertragen hat.



Claude Cueni

ist Schriftsteller; er lebt in Basel. «Das grosse Spiel», aus dem die Auszüge stammen, erscheint im August 2006 bei Heyne / Random House.

Buch zum Thema:

Claude Cueni



aus Wikipedia, der freien Enzyklopädie

Claude Cueni (* 1956 in Basel) ist ein Schweizer Schriftsteller.

Leben

Claude Cueni wurde am 13.01.1956 in Basel geboren. Nach Lehr- und Wanderjahren durch Europa erschien 1980 sein erster Roman. Seither veröffentlichte er [Kriminalromane](#), [Hörspiele](#), [Theaterstücke](#) und schrieb über 50 [Drehbücher](#) für Film und Fernsehen (*Tatort*, *Eurocops*, *Peter Strohm*, *Der Clown*, *Alarm für Cobra 11*), die verfilmt und mittlerweile in 46 Ländern ausgestrahlt wurden.

1998 gelang ihm mit dem [Historienroman](#) „*Cäsars Druiden*“ ein internationaler Erfolg. Das gewaltige Sittengemälde über [Julius Cäsars Gallischen Krieg](#) basiert auf der allerneuesten Cäsarforschung und wurde in zahlreiche Sprachen übersetzt. Im August 2006 erschien sein neuestes Buch: „*Das Grosse Spiel*“, ein historischer Roman über das [Mathematikgenie John Law](#), der als Kartenspieler und Frauenheld zur Zeit des [Sonnenkönigs](#) lebte und in Frankreich das [Papiergeld](#) einführte.

Nebst seiner schriftstellerischen Tätigkeit war Cueni 15 Jahre lang [CEO](#) der von ihm gegründeten *Black Pencil AG*, die 1991 das erste [interaktive TV Telefonie Format in Europa entwickelte](#) und mit dem [Anti-Aids-Game](#) „*Catch the Sperm*“ 2001 einen [Welthit](#) landete.

Cueni lebt heute in [Binningen](#) bei Basel und schreibt [historische Romane](#).

Adresse: WEB: www.cueni.ch Mail: claudio@cueni.ch

Privateintrag [vCard](#) [WebStamp](#) [Korrigieren](#)

Cueni, Claude u. Clovis

Waldeckweg 29

4102 Binningen/BL

061 421 88 88...

Pressestimmen



Claude Cueni ist der Shooting-Star auf dem heiss umkämpften Markt historischer Romane. Sein Packender Thriller über die Erfindung des Papiergeldes ist ein Highlight des Genres.

Sonntagszeitung vom 20. August 2006 (Gunter Blank)

Spannender ist die Entstehung des heutigen Finanzsystems wohl noch nie dargestellt worden. *Thomas Exner, DIE WELT, Deutschland*

Dieses Buch muss man einfach gelesen haben. (Radio Basilisk, 1.9.06)

Ein brillantes Meisterwerk. HistoCouch, das Online Magazin für historische Romane

Das Buch das alles kann. «Das grosse Spiel» des Baslers Claude Cueni über einen genialen Geldtheoretiker ist schlichtweg grossartig. (...) Ich finde «Das grosse Spiel» hinreissend. (...) Und ich liebe diesen Cueni. Nicht zuletzt, weil mir sein Scharfsinn, seine Genauigkeit, seine Neugier Spass machen, seine Komik und natürlich seine mit überlegener Strategie eingesetzte helvetische Trockenheit. (...) Das muss man können. Er kann es. Reinhardt Stumm, WELTWO-CHE 1.2.07

Spannend erzählt. FAZ 28.1.07

Kennen Sie Claude Cueni? Nein? Dabei ist er der erfolgreichste Schweizer Schriftsteller. (...) Cueni erzählt gekonnt von der New Economy des 18. Jahrhunderts. (...) Das Grosse Spiel, die spannend erzählte Geschichte, wie eine bankrotte Gesellschaft aufbricht zur Reise in eine neue Finanzordnung. (Schweizer Fernsehen, 30.8.06)

Sprachgewaltig. Cuenis Roman verbindet historische Fakten, ökonomische Theorien und wilde Abenteuer zum perfekten Lesegenuss. Handelsblatt, Deutschland, 15.12.2006

Der Autor erzählt mit erfrischendem Tempo - spannende Wirtschaftshistorie für den Strandkorb. *Wirtschaftswoche, Deutschland*

Spannend und mit aktuellen Bezügen. *Focus Literatur Tipp, 50/2006*

In Cuenis detailgenau ausgepinselter Historienfreske erfährt der Leser Wissenswertes über die Ursprünge der Spekulationswirtschaft (...) und er lernt, was Wissen erst so richtig sexy

macht: Wenn es sorgfältig verpackt ist in süffige Geschichten von Geld, Macht und chronischem Lendenleiden. STERN 41 / 2006

Für Liebhaber gut geschriebener historischer Schmöcker. Eine gelungene Mischung aus Fiktion und Realität und eine spannende Studie über Genie und Wahnsinn, über menschliche Größe und törichte Laster NDR / ARD 26.11.2006

Claude Cuenis neuer historischer Roman 'Das Grosse Spiel' ist ein packender Thriller über die Erfindung des Papiergeldes. (Star TV, 31.8.06)

Das Parfum des Geldes. Es ist der historische Roman der Saison: "Das Grosse Spiel". Sonntagsblick 26.11.2006

New Economy anno 1718. Ein lesenswerter historischer Roman und ganz nebenbei eine eingängige Beschreibung der Lebensumstände vor gut 300 Jahren. Bilanz 15 / 2006

Flüssig geschrieben, leicht zu lesen, fesselt der historische Schmöcker mit Tatsachengehalt von Beginn an mit geschliffenen Dialogen. (...) Cueni weiss nicht nur, wie man Spannung erzeugt, sondern auch wie man sie erhält - bis zum allerletzten Wort. FACTS 40 / 2006

Packende Historie. Dem Basler Autor gelingt mit seinem zweiten historischen Roman erneut ein grosser Wurf. Gekonnt und fesselnd erzählt Cueni die Geschichte des Schotten John Law (1671 – 1729). Schweizer Familie 4.10.2006

vollständige Presstexte

<http://www.cueni.ch/ccc-presse-inhalt.html>

Der Technik-Freak macht Schluss mit der Spielerei

Claude Cueni, Game-Erfinder, hat mehr Zeit zum Schreiben



VON DANIEL METZGER

Neuerdings interessiert sich Claude Cueni für Bluewin-TV. In seinem Arbeitszimmer in Binningen bei Basel hat er eine Empfangsanlage für das Telefonfernsehen aufgebaut. Noch ist er mit der Qualität der Technik nicht wirklich zufrieden: «Die Bildqualität ist schlecht und bei Live-sendungen sind Bild und Ton nicht synchron», sagt der 50jährige Cueni. Seit vielen Jahren beschäftigt sich Cueni mit den Fortschritten der Kommunikationstechnik: «Ich bin ein Technik-Freak.» Vor allem das Telefon hat ihn schon immer fasziniert. 1991 erfand Cueni das erste interaktive TVSpiel in Europa, bei dem die Zuschauer mit Telefonanrufen das Geschehen bestimmten. Es lief im Schweizer Fernsehen, der ARD, bei Pro7 und in Finnland. 15 Jahre lang führte er die Softwarefirma Black Pencil AG, die unter anderem Kurzspiele für das Bundesamt für Gesundheit schrieb. Dazu gehörte «Catch the Sperm», das Jugendliche wegen Aids zum Gebrauch von Kondomen animieren sollte und das auch auf Chinesisch übersetzt worden ist.

Jetzt hat Cueni das Kunststück geschafft, mit den Chinesen ins Geschäft zu kommen. Der Baselbieter hat der in Hongkong ansässigen Firma Artificial Life sein Wissen über Fernsehunterhaltung per SMS verkauft. Cueni macht Mobiltelefone zu Fernsteuerungen: Das Publikum lenkt die Spielfiguren am TV-Bildschirm mit Kurznachrichten, die ins Studio geschickt werden. Schweizer

Fernsehzuschauern ist die Technik seit vier Jahren als «SMS Galaxy» bekannt. Das SMS-Quiz für Kinder auf SF 2 handelt von Ausserirdischen.

Die Hauptrolle spielt ein steppender Kaiserpinguin

Bei Artificial Life wird Cueni keine Spiele-Drehbücher mehr schreiben. «Ich werde Mitglied des Beraterstabs sein sein.» Artificial Life wurde 1993 in Boston gegründet und wollte während der Interneteuphorie mit virtuellen Verkäufern den Onlinehandel auf den Kopf stellen. Doch das klappte nicht. Die Firma zog nach Asien und stieg dort in die Mobilunterhaltung ein. Zu ihren Angeboten gehören die virtuelle Freundin und der virtuelle Freund fürs Handy. Die Beziehung zu den zweibeinigen Tamagochis wird mittels kostenpflichtiger SMS geführt.

Zu den Kunden von Artificial Life gehören neben chinesischen Fernsehstationen europäische Mobilfunkanbieter wie Teliasonera und Mobilkom Austria. Seit April sitzt René C. Jäggi, der frühere Präsident des FC Basel, im Aufsichtsrat der Firma. Zusammen mit dem Filmstudio Warner entwickelt Artificial Life für den japanischen Markt ein auf dem Animationsfilm «Happy Feet» basierendes Handyspiel. Ein steppender Kaiserpinguin spielt darin die Hauptrolle.

Cueni ist ein Frühaufsteher. Morgens schrieb er Romane und Drehbücher fürs Fernsehen, nachmittags beschäftigte er sich mit der Erfindung von Computerspielen. So entstanden Folgen für die TV-Krimiserien «Peter Strohm», «Eurocops» und «Tatort», aber auch Games wie «Hannibal», «Harry Buster» und «Smoke Attack». Diese Präventionsspiele gegen Aids, Zigaretten und Alkohol waren für Cueni eine erfolgreiche Nebenbeschäftigung. Die Software wurde auch an Gesundheitsämter in Deutschland, Spanien und Island verkauft und in insgesamt 180 Ländern gespielt. «Unser Hauptinteresse galt aber dem interaktiven Fernsehen», sagt Cueni. Hier gehörten auch das renommierte Britische Museum mit einem virtuellen Amphitheater und die frühere Swissair zu den Kunden.

Erfindung des Papiergeldes als Romanvorlage

Der Handel mit Artificial Life beendet Cuenis Leben als Software-Unternehmer. In Zukunft will er sich vorwiegend dem Schreiben von historischen Romanen widmen. Diese verkauften sich gut, sagt Cueni. 2006 veröffentlichte er «Das grosse Spiel». Darin beschreibt er, wie das Papiergeld vor 300 Jahren erfunden wurde. Das Werk ist das zweite einer Trilogie. Der letzte Teil erscheint nächstes Jahr. Im Roman geht es um Geld und Virtualität. Und um China.

Literatur: Claude Cueni, ein Meister der intelligenten Unterhaltung.

Das Buch, das alles kann

Reinhardt Stumm

«Das grosse Spiel» des Baslers Claude Cueni über einen genialen **Geldtheoretiker** ist schlichtweg grossartig. Vielleicht passt es deshalb nicht in den Raster gängiger Genreinteilungen.

John Law of Lauriston, der Mann, um den es in dieser unglaublichen, **aber wahren Geschichte geht, der grösste Geldtheoretiker aller Zeiten** (wie der Verlag uns wissen lässt), hat wirklich gelebt. Er wurde 1671 ev. 1673 in Edinburgh geboren und starb 1729 in Venedig. Er entstammt einer schottischen **Adelsfamilie**, die auch schon mit Geld zu tun hatte. Sein Vater William war **Münzprüfer**.

Wie geht man mit einem solchen Stoff um? Man kann Claude Cueni fragen. Dabei übt der noch. Drehbücher für Film und Fernsehen, ein gutes halbes Hundert, schrieb der 50-jährige Basler mittlerweile zwischen Zähneputzen und Frühstück. Jetzt sind es historische Romane. «Cäsars Druiden», 1998 erschienen, verkaufte sich über 100000-mal (neuster Stand der Forschung). Im Herbst erschien

«Das grosse Spiel», mittlerweile dritte Auflage, Lizenzen in vier Ländern. Gut, und noch mal:

Wie geht man mit einem solchen Stoff um? Man kann die Lebensgeschichte dieses Mannes zu Literatur machen – zur Geschichte einer Idee, die sich im Sein eines Menschen spiegelt. Das liesse sich gezielt geradeaus erzählen, mit geheimnisvollen Verdunkelungen nach bewährtem Muster: Einen Teil verstehen alle, einen Teil versteht nur der Autor, einen Teil versteht niemand. Was wiederum (ausser bei den Literaturkritikern) den Verdacht aufkommen liesse, dass sich hier ein Autor vor allem für sich und dann noch lange nicht für andere interessiert.

Man kann aus der Lebensgeschichte dieses Mannes einen historischen Roman machen. Das stellenweise furchteinflössende Gewirr von Fakten und Legenden verschafft den unschätzbaren Vorteil, sich mehr auf Fantasie als auf Recherche verlassen zu können. Wer will einem das Gegenteil beweisen?

Man kann diese Lebensgeschichte als Familiengeschichte verstehen – als Darstellung eines schwierigen Versuchs des Zusammenlebens von Menschen in Zeitläuften, die Familienleben schwierig oder gar unmöglich machten.

Man kann aus Lord Lauristons Lebensgeschichte eine psychologische Studie machen – die Geschichte einer *Idée fixe*, die das Leben eines Mannes beherrschte, der besessen war von einer Theorie, ein hochbegabter Spieler, der für seine Überzeugungen Kopf und Kragen riskierte.

Man kann die Lebensgeschichte dieses Mannes, der es **1716 fertigbrachte, in Paris eine staatliche Notenbank zu gründen, aus der zwei Jahre später die Banque Royale** wurde, als Wirtschaftskrimi erzählen. Als Geschichte eines Mannes, der – als Mörder verurteilt – zeit seines Lebens auf der Flucht vor der Polizei war. Als Biografie eines Frühkapitalisten, den seine Gründung der Mississippi-Gesellschaft 1717 zum Besitzer halb Amerikas machte – für sehr kurze Zeit. 1720 führte eine durch die Torheit des regierenden Duc d'Orléans verursachte Finanzkrise Frankreich mitsamt Monsieur Law an den Rand des Ruins – wofür Law dann den Kopf hinhalten sollte. Da wäre doch endlich eine wundervolle Gelegenheit für den Autor, über die Eitelkeit allen menschlichen Strebens und Trachtens und die Wertewandel der Gesellschaft nachzudenken.

Nicht zuletzt wäre diese Lebensgeschichte ein herrlicher Stoff für einen Abenteuerroman – wenn man damit nicht die Grenzen des Erlaubten überschritte. Das hiesse ja nicht mehr und nicht weniger, als dass unser Autor einen Ehrgeiz entwickelte, der den Verfassern von Unterhaltungsliteratur ganz offenbar verboten ist.

Aber wo tun wir sie hin, wo haben wir die hingetan, die nach der im Laufe des Aufklärungszeitalters im 18. Jahrhundert vorgenommenen Aufspaltung der schriftstellerischen Produktion aus Amt und Würden fielen? Im 18. Jahrhundert wandte sich die Dichtung von der Theorie der rhetorischen Wirkungsabsichten ab – denken wir an Christoph Martin Wieland, an den Zürcher Christian Fürchtegott Gellert, dem Dichtung noch dazu diente, «dass sie uns die Schändlichkeit des Lasters, das Thierische der Lüste und Sinnlichkeit, das Niederträchtige des Geitzes, das Kleine der Eitelkeit, das Schreckliche der Wollust, mit einem Worte, die Reitzungen der Tugend und die Hässlichkeit des Lasters empfinden lassen» – damit sollte es ein Ende haben. Man überliess es der Trivilliteratur, die Leser – auch moralisch – zu unterhalten.

Die Aufklärung in den Keller verbannt

Die Wissenschaft ihrerseits konzentrierte sich ganz aufs Belehren. Seitdem begegnet dem Sachbuch der Verdacht, es sei ein unsolides Zwischenwesen, weder literarisch noch wissenschaftlich befriedigend.

Der Olymp wurde in Stockwerke eingeteilt:

1. Beletage: Dichtung
2. Rez-de-chaussée Strassenseite: Literatur
- Rez-de-chaussée Hofseite: Schriftstellerei

Die jährlichen Mietkostenzuschüsse für diese beiden Etagen belaufen sich zurzeit im Schweizer Literaturbetrieb auf 13 Millionen Franken, aufgebracht von der öffentlichen Hand und von den Stiftungen für die Literaturförderung.

3. Souterrain: Belehrung
4. Hinterhof: Trivialliteratur

Und damit ja nichts schiefgehen kann, wird uns bis auf den Tag von Fall zu Fall mit jedem neuen Bewohner vom Literatur-Kontrollbüro gleich die Etage bekanntgegeben. Wenn Sie historische Romane suchen, wenn Sie Cueni suchen, klingeln Sie Souterrain.

In anderen Ländern ist diese Art der Ausgrenzung eher unbekannt. Natürlich fragt man: langweilig oder spannend – platt oder gescheit – seicht oder Tiefgang. Im Übrigen vertraut man mehr auf so etwas wie Urteilsvermögen und geschulten Geschmack.

Wann ist ein Buch ein schlechtes Buch? Wenn Menschen nicht mehr erkennbar, wenn sie langweilig, schlecht erfunden oder einfach gelogen sind? Wenn dem Erzähler nichts einfällt? Wenn seine Geschichten hohl sind? Wenn sie in allen Gelenken quietschen?

Alles Gründe, zu einem Buch nein zu sagen. Ausser bei uns. Da handeln wir uns bestenfalls die Ermahnung ein, gefälligst unsere Kulturpflichten zu erfüllen. Da kann ich Ihnen auch helfen. Wenn Sie mal wieder richtig gähnen wollen, stöbern Sie in der österreichischen Literaturzeitschrift Manuskrifte!

Popularität schliesst Ernsthaftigkeit aus

Irgendwann musste da mal einer kommen, der es genau wissen will. Die Berliner Humboldt-Universität und die Universität Hildesheim machen sich eben jetzt daran, «Das populäre deutschsprachige Sachbuch im 20. Jahrhundert» unter die Lupe zu nehmen. Sind Sachbücher tatsächlich unsolide Zwischenwesen, weder Literatur noch seriöse Wissenschaft? Versucht werden wird:

- a) den Grundstock für eine empirische Forschung im Bereich Sachbuch zu legen;
- b) die literaturhistorischen Grundlagen für das Genre Sachbuch zu erarbeiten;
- c) die Curricula für das professionelle Konzeptionieren, Schreiben und Lektorieren im Bereich Sachbuch zu entwerfen und zu erproben.

Neben dem literaturwissenschaftlichen Fokus sollen dabei auch die kultur- und medienwissenschaftlichen Forschungen der letzten Jahre ins Blickfeld gerückt werden. Ein gesellschaftlich äusserst wirksames Genre – das Sachbuch – soll in den Wissenschaftsbereich aufgenommen werden. Die Wissenschaftler sind kühn genug, ihren Lernauftrag (nicht Lehr-!) zu erweitern und gegebenenfalls neu zu formulieren.

Ihr Forschungsprojekt ist zunächst vor allem historisch orientiert. Es strebt eine empirische Bestandsaufnahme des Sachbuchs im 20. Jahrhundert an und schreibt auf dieser Grundlage eine Literaturgeschichte zur generellen Bestimmung des Genres.

Im Klartext heisst das: Wenn schon die Literaturwissenschaft sich immer noch erfolgreich um einen

Produktionsbereich herumdreht, dem – nach ihrem Verständnis – die Aura des Auserwählten, Begnadeten, Erkorenen fehlt, dann müssen halt Medienwissenschaftler das Werkzeug erfinden, mit dem sie einem Phänomen auf den Pelz rücken können, das wahrhaftig nicht mehr zu übersehen ist.

In der eben erschienenen ersten Nummer der Zeitschrift «Non Fiktion. Arsenal der anderen Gattungen» (Weidler-Buchverlag, Berlin), die dem Projekt der Humboldt-Universität gewidmet ist, findet sich ein Interview mit der 1970 geborenen Kathrin Passig, die 2006 in Klagenfurt für ihren Text «Sie befinden sich hier» den Ingeborg-Bachmann-Preis verliehen bekam. In dem Interview wird allen Ernstes die Frage erörtert, ob es sich bei dem Text überhaupt um «ernstgemeinte» Literatur handle.

«Ein durch und durch konstruierter und auf einen Zweck hin geschriebener Text», urteilte zum Beispiel die NZZ. O.k., keine Literatur. Der Tages-Anzeiger hält denselben Text für «gelungene Dekoration». Wieder nichts. Aber ganz nebenbei und ex negativo bekommen wir eine Ahnung von den Urteilkriterien, wenn wir da lesen, dass der Text «nach den Regeln durchgestylt [ist] und anscheinend ganz ohne innere Kämpfe und künstlerische Verantwortung auskommt». Am schönsten die Schlusswendung: Diese Preisverleihung «weist in Richtung einer Literatur, die von ihren Kritikern und ihren Verwaltern selbst gemacht wird». Was ist an dieser Einsicht neu? Der beleidigte Aussen-seiter.

Kritik ist gewiss nicht Vorurteil, hat aber mit Vorurteil zu tun. Wer sich den Usancen entzieht, den Spielregeln nicht beugt, kriegt auf die Jacke. So betrachtet, kann einer geradezu dankbar sein, wenn er – oder sie – gar nicht erst in das Kriteriengestrüpp der Kritik gerät, um sich dann da die Beine zu brechen.

Infotainment in der Tradition eines Horaz

Ich habe Claude Cueni nicht vergessen. Im Gegenteil, ich breche ja Lanzen für ihn! Ich habe vor ein Jahren «Cäsars Druide» mit Vergnügen gelesen. Ich finde «Das grosse Spiel» hinreissend. Ich weiss ziemlich genau, warum. Nicht zuletzt, weil auf so entwaffnende Weise deutlich ist, dass es sich um eine Liebesgeschichte handelt. Cueni liebt John Law.

Und ich liebe diesen Cueni. Nicht zuletzt, weil mir sein Scharfsinn, seine Genauigkeit, seine Neugier Spass machen, seine Komik und natürlich seine mit überlegener Strategie eingesetzte helvetische Trockenheit.

Nicht zuletzt, weil ich in seinem Buch von allen zu Anfang gesammelten Möglichkeiten etwas finde – und keine geht auf Kosten der anderen! Das muss man können. Er kann es. Aus den Menschen seines Romans liesse sich eine kleine Armee rekrutieren – jedes Mitglied dieser Armee ist unverwechselbar.

Was er nicht wissen kann, will ich ihm jetzt verraten: Wie er (Pars pro Toto) sich mit Montesquieu herumprügelt, wie er dem Robinson-Erfinder Daniel Defoe auf die Hacken tritt, das ist so vergnüglich, dass ich zu fragen vergesse, ob man das darf! Aber ich glaube sowieso, dass man darf, wenn man kann.

Horaz forderte: «Aut prodesse volunt aut delectare poetae aut simul» – entweder belehren oder unterhalten oder beides. Na bitte!

Claude Cueni: Das grosse Spiel.
Heyne, 2006, 448 S., Fr. 35.–

